5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Böttbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Dachritzstraße; für Redaktion: Böttbergasse. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 1216. Redaktion Nr. 425, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1355) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Konrad Pohl in Halle S.

Nummer 106 — Halle a. S., Sonntag, den 6. Dezember — 1914

Deutsche Umgehungsversuche in Polen.

Kopenhagen, 5. Dezbr. Das Pariser „Journal" berichtet: Nachdem es den Deutschen gelungen ist, das russische Zentrum zu durchbrechen, befestigen sie jetzt ihr eigenes und versuchen gleichzeitig, die Flanken des russischen Heeres zu umgehen. Von Kalisch sind neue Verstärkungen nach Nordpolen herangeschafft worden. Schon jetzt sei zu erkennen, knüpft das Blatt an die Meldung an, daß die Deutschen beabsichtigen, in der Festungskette der Weichsel zu überwintern. (D. T.)

Erfolglose Jagd französischer Unterseeboote auf „U 21"

Mailand, 5. Dezember. „Corriere della Sera" erfährt aus Bordeaux: In einem Communiqué des Marineministeriums über Schiffsoperationen wird hervorgehoben, daß die Jagd auf das deutsche Unterseeboot „U 21" im Kanal erfolglos geblieben ist.

„U 21" brachte am 21. November den englischen Dampfer „Malachite" zum Sinken, dessen Mannschaft sich aber nach Le Havre retten konnte. Zwei Torpedoflotillen wurden zur Verfolgung des Unterseebootes ausgeschickt, das sie am 25. entdeckten, und das auf einen seiner Verfolger drei Torpedos schleuderte. Am 26. November erschien „U 21" beim Cap Antifer nördlich von Le Havre, wo es den englischen Dampfer „Plymouth" zum Sinken brachte, dessen Mannschaft sich auf Schifferbarken retten konnte. Am 29. November erschien „U 21" wieder in der Nähe Cap Antifer, schleuderte wieder ein Torpedo auf ein Torpedoboot und verschwand in der Richtung nach Norden. „U 21" hat seinerzeit auch den englischen Kreuzer „Pathfinder" in den Grund gebohrt. (V. Z.)

Eine amtliche russische Lüge.

Eine russische Niederlage statt eines Sieges vor Czenstochau.

Berlin, 5. Dezember. W. T. B. meldet: Die in dem russischen Communiqué vom 29. November enthaltene Behauptung, daß bei Czenstochau ein deutscher Angriff unter schweren Verlusten gescheitert sei, ist falsch. Wahr ist das Gegenteil: Ein Angriff des 17. russischen Armeekorps, das bis auf 60 Meter an uns herankam, wurde an dem betreffenden Tage mit außerordentlich schweren Verlusten für die Russen abgeschlagen. Die Russen ließen eine sehr große Anzahl Tote und Verwundete zurück und waren gezwungen, ihre Stellungen weiter rückwärts zu verlegen.

Ein russischer Bericht.

Christiania, 5. Dez. Der russische Generalstab gab gestern in Petersburg bekannt: Auf dem linken Weichselufer fanden am 3. 12. auf der Front Ilowo-Lowitsch ebenso auf den Wegen im Westen gegen Lodz und Petrikau erbitterte Kämpfe statt. Auf den anderen Fronten gab es keine wesentlichen Veränderungen, ebensowenig haben im Kaukasus am Donnerstag irgendwelche Treffen von Bedeutung stattgefunden. (B. T.)

Eine „zurückgenommene" Umgehungsbewegung der Russen.

Rotterdam, 5. Dez. Das Reuterbureau hat die von der russischen Pressezensur der Petersburger Agentur freigegebene Nachricht den englischen und holländischen Zeitungen am Donnerstag zugestellt, worin die Umgehungsbewegung der russischen Hauptmacht gegen die deutschen Stellungen in Polen als „zurückgenommen" bezeichnet wird. (R. Z.)

Die russische Niederlage im Kaukasus.

Köln, 5. Dezember. Die „Köln. Volkszeitung" meldet aus Petersburg: Ein Telegramm des Russkoje Slowo aus Tiflis, das die Zensur zum Teil beschlagnahmt hat, behauptet, daß die Türken auf der Front Schwarzes Meer—Erzerum über eine zehnfache Uebermacht verfügen. Der ursprüngliche russische Kriegsplan, ein Angriff auf Erzerum inbegriffen, mußte daher aufgegeben werden. Bei Kopritsi hätten die Türken, „die wider Erwarten sich der hohen Strategie bedienen" (!), große taktische Erfolge zu verzeichnen gehabt. Hier hat der Zensor wahrscheinlich Angaben über schwere russische Verluste unterdrückt, denn nach einer langen weißen Stelle im Text heißt es weiter: „Unter diesen Umständen blieb nur der Rückzug übrig." (R.-Z.)

Der amtliche österreichische Bericht.

Wien, 5. Dezember, mittags. (W. T. B.) Amtlich wird verlautbart: In den Karpathen ereignete sich auch gestern nichts von Bedeutung. In Westgalizien entwickelten sich bei Thumbark kleinere, für unsere Waffe erfolgreiche Kämpfe. Die Lage in Südpolen ist unverändert. Die Schlacht in Nordpolen dauert fort.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Die Kämpfe in Westgalizien.

Budapest, 5. Dezember. Wie der Krakauer „Czas" meldet, ist jetzt der Kanonendonner an den Außenlinien ununterbrochen hörbar; während er früher nur aus Russisch-Polen herüberdröhnte, vernimmt man ihn jetzt auch aus dem Osten und Nordosten, Tag und Nacht ununterbrochen, besonders die schweren Festungsgeschütze von Krakau. Die Krakauer Bevölkerung verhält sich ruhig. Das Straßenbild zeigt keine Veränderung. (L.-A.)

Budapest, 5. Dezember. Der Berichterstatter des „Pesti Hirlap" meldet aus Nyiregyhaze vom 2. d. M.: Gestern abend kam von zuständiger Stelle die Nachricht, daß unsere Zemplener Streitkräfte im Norden des Komitats die noch auf unserem Boden stehenden Russen umzingelt haben. Die Zahl der umzingelten Russen ist sehr groß. (D. T.)

Schwere Kämpfe um Aradjelovaz.

Wien, 5. Dezember. Vom südlichen Kriegsschauplatz wird amtlich gemeldet: Die Kämpfe westlich und südwestlich Aradjelovaz dauern äußerst hartnäckig und sehr verlustreich an. Bisher ist noch keine endgültige Entscheidung gefallen. Gestern wurden über 600 Mann zu Gefangenen gemacht.

Kabinettswechsel in Serbien.

Rom, 5. Dezember. Die „Agenzia Stefani" meldet aus Nisch: Das Kabinett Paschitsch ist zurückgetreten. Ein neues Kabinett unter dem Vorsitz von Paschitsch ist in der Bildung begriffen. (W. T. B.)

Die Häupter der Verbündeten bei Ypern.

Kopenhagen, 5. Dezember. König Georg, Präsident Poincaré, König Albert und die Generale Joffre, Kitchener und French trafen in der Nähe von Ypern zusammen und besichtigten die Truppen. Aus Anlaß dieses Zusammentreffens nennen die französischen Blätter diesen Ort jetzt „La Belle-Alliance" (B. Z.)

Christiania, 5. Dezember. Der Pariser Korrespondent der „Aftenposten" telegraphiert am 4. Dezember: In den letzten Tagen hat die Kriegslage fast keine Veränderung erfahren. Die größte Tätigkeit haben die Deutschen um Lille und Arras herum entfaltet, von wo aus sie wahrscheinlich in den nächsten Tagen einen Angriff konzentrieren werden. In Lille hat das Bombardement verschiedene Feuerbrünste verursacht. Die Situation in der Stadt soll verzweifelt sein, da angeblich die Wasserleitung abgeschnitten sei. Bethune ist täglich einer Beschießung durch fast 30 große Kanonen ausgesetzt, die in einem Abstand von 12 Kilometer schießen. (B. Z.)

London, 5. Dezember. Ein „Augenzeuge" schreibt aus dem englischen Hauptquartier: „Die Deutschen sind kein unwürdiger Feind. Trotzdem sie mit Anstrengung den riesenhaften Kampf an zwei Fronten führten, setzen sie ihre Attacken mit einem Mut fort, der durch Fehlschläge kaum geschwächt wird. Es ist ihnen nicht gelungen, die Meerenge von Dover zu erreichen; aber eine neue Armee, die sie Mitte Oktober ins Feld setzten, ermöglichte ihnen, ihre Stellung zu befestigen und Belgien mit seiner wichtigen Küstenlinie bis auf einen ganz kleinen Teil im Besitz zu behalten. Dieser Krieg ist ein Erschöpfungskrieg. Wenn die regulären Armeen der Kriegführenden ihre Arbeit vollbracht haben werden, wird der schließliche Erfolg von Maßnahmen abhängen, die getroffen wurden, um die unausgebildeten Mannschaften zur Kriegführung vorzubereiten und zu benutzen. (L.-A.)

Die Belagerung Verduns.

Amsterdam, 5. Dez. „Daily Chronicle" in London meldet, daß die Belagerung Verduns sich noch immer nicht auf den ganzen Umfang der Festung erstreckt. Die Zone des deutschen Artilleriefeuers befindet sich auf mindestens 25 Meilen Abstand von der Festung, und das französische Heer hat noch nicht seine Bewegungsfreiheit verloren. (?) An der Front der französischen Ostgrenze droht keine Gefahr mehr. „Daily Mail" meldet, daß eine Viertel Million Deutscher vor Verdun liegt. (B. Z.)

Ein französischer Flieger herabgeschossen.

Rotterdam, 5. Dezember. Bei einer Aufklärung auf dem Schlachtfelde in Somme-Bezirk wurde der bekannte französische Flieger Marc Pourpre getötet. Vor dem Kriege hatte Marc Pourpre erfolgreiche Flüge in Südchina, Australien und in Aegypten ausgeführt. So flog er u. a. von Kairo nach Chartum. (L.-A.)

Das Eingreifen Portugals.

Lissabon, 5. Dezember. Der Ministerpräsident Machado stellte in beiden Häusern des Parlaments fest, daß vier Expeditionen zum Dienst in Afrika ausgerüstet seien. Gleichzeitig wurde eine Verordnung veröffentlicht, daß Vorkehrungen zur Mobilmachung einer Division getroffen würden, die bereit sein soll, nach einem beliebigen Kampfplatz abzugehen. (L.-A.)

Bulgarien im Bunde mit der Türkei?

Mailand, 5. Dezember. Nach dem „Corriere della Sera" sollen die Leute, die die Wardabrücke sprengten und dadurch die Bahnverbindung mit Saloniki zerstörten, bulgarische und türkische Komitatschis gewesen sein, die aus dem bulgarischen Staatsarsenal mit Waffen versehen und von einem bulgarischen Offizier geführt worden seien. In Nisch sei man darüber sehr aufgebracht. Auch soll Bulgarien an einer Griechenverfolgung in Kleinasien und Thrazien beteiligt sein. Man schließt daraus in Athen und Nisch, daß Bulgarien sich der Türkei anschließen wolle. Heimliche Verträge zwischen Bulgarien und der Türkei scheinen das Zustandekommen eines neuen Balkanbundes zu verhindern. Falls die Oesterreicher Nisch besetzen, würden die Bulgaren voraussichtlich in Mazedonien einfallen. Italien sei durch seine Bemühungen zur Gründung eines neuen Balkanbundes auf wenig Gegenliebe in Serbien gestoßen, wo man Italien beschuldigt, daß es Bulgarien begünstige.

Schwedens Besorgnisse vor Rußland.

Stockholm, 5. Dez. Stockholms Dagblad schreibt: Schwedens politisch geographische Lage, die ungleichen Stärkeverhältnisse zwischen Rußland und Schweden, das Vorgehen gegen Finnlands Freiheit und Selbstverwaltung — alles das sind Gefahren, die Schweden drohen. Täglich kamen Nachrichten während der letzten Jahrzehnte von einem Volk, dessen Freiheit getötet wird und das selber stirbt. Während der Kriegsmonate hatten diese Klagelaute einen tieferen Ton als je vorher bekommen. Er kann die Besorgnisse der Schweden Rußland gegenüber nicht verringern, wohl aber sie vergrößern. (D. T.)

Deutschlands Flotte — Deutschlands Trumpf!

London, 5. Dezember. Der Flottenberichterstatter der „Morning-Post" bespricht einen im „Corn. II. Magazine" veröffentlichten Artikel des Großadmirals Seymour, in dem es am Schluß heißt: So lange die deutsche Flotte existiert, bildet sie einen Trumpf für Deutschland, wenn die Friedensverhandlungen auf der Tagesordnung stehen. Der Berichterstatter der „Morning-Post" bemerkt: Daß Deutschland eine solche Waffe für die Verhandlungen besitzen sollte, sei in höchstem Maße unerwünscht. Alle Mittel müßten gegen diese Möglichkeit angewandt werden. Aber unter den gegenwärtigen Umständen sei es klar, daß die Wahl bei Deutschland liege. Die britische Flotte könne die deutsche Flotte nicht zwingen, herauszukommen, aber sie könne sie zwingen, drinnen zu bleiben, wenn ein solcher Kurs erwünscht erscheine. Einstweilen kann die Strategie auf keiner Seite ein entscheidendes Ereignis herbeiführen. Gegenwärtig verhalten sich beide Seiten defensiv, und es sind vortreffliche Gründe, weshalb die britische Flotte defensiv bleibt. Aber daraus folgt nicht, daß die Defensive richtig ist; sie war in der Vergangenheit niemals richtig.

Hallischer Tabaktag.

Die Geschäftsstelle des Tabaktages befindet sich Große Steinstraße 60. Fernsprecher 1455.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412061/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

vom 5. Dezember.

(W. T. B.) **Großes Hauptquartier, 5. Dezember, vormittags. In Flandern und südlich Metz wurden französische Angriffe abgewiesen.**

Bei La Bassée im Argonnenwalde und in Gegend südwestlich Altkirch machten unsere Truppen Fortschritte.

Bei den Kämpfen östlich der Masurischen Seen ist die Lage günstig. Kleine Unternehmungen brachten dort 1200 Gefangene.

In Polen verlaufen unsere Operationen regelrecht.

Oberste Heeresleitung.

Das Hauptquartier des Oberkommando einer Armee.

Von Generalmajor z. D. v. Gersdorff.

Aus wohlweislichen Gründen ist uns bis jetzt wenig oder gar nichts über die Kriegsgliederung unserer Armee mitgeteilt worden. Wir wissen nur, daß das deutsche Heer in verschiedene Armeen gegliedert ist, die vom Großen Hauptquartier aus geleitet werden. So war es auch früher!

Das Große Hauptquartier übernimmt zu Beginn des Krieges die oberste Leitung der gesamten Streitkräfte zu Lande. Die Armee, aus mehreren Armeekorps bestehend, leitet das Hauptquartier des Oberkommandos. Die Leitung eines Armeekorps ist Sache des Generalkommandos. An der Spitze des Großen Hauptquartiers steht als Allerhöchster Kriegsherr und Feldherr Se. Majestät der Kaiser. An der Spitze der Armee stehen die höchsten und begabtesten Generäle der Armee als Feldherren. Denn, wenngleich durch allgemeine Anweisungen seitens des Großen Hauptquartiers geleitet, sind sie in ihren Entschließungen selbständig. An der Spitze des Armeekorps steht der Kommandierende General. Schon sein Name deutet darauf hin, daß er kommandiert, d. h. durch bestimmte Befehle seine Truppen leitet.

Ein Armeekorps besteht aus 2 oder 3 Divisionen. Eine Division aus Infanterie- und einer Feldartillerie-Brigade. Zugeteilt ist der Division die notwendige Anzahl Kavallerie. Sie darf nicht unter einer Eskadron stark sein und kann die Stärke eines Kavallerie-Regiments zu 4 Eskadrons erreichen; weiter eine Pionier-Truppe mit Brückentrain, Heldtelegraphen- und Sanitäts-Anstalten. Dem Kommandierenden General unterstehen unmittelbar die schwere Artillerie des Heeres, falls diese nicht zeitweise dem Armee-Kommando zugewiesen ist, ein großer Brückentrain und die Verpflegungs-, Munitionsergänzungs- und Sanitätsanstalten. Die Kavallerie-Divisionen, erst im Kriege zusammentretend, bestehen aus Kavallerie-Brigaden, reitender Artillerie, Maschinengewehr-Abteilungen und Radfahrer-Truppen; sie sind in der Regel den Armeen unmittelbar unterstellt. Gegebenenfalls können einmal zeitweise oder dauernd, zwei Kavallerie-Divisionen zu einem Kavallerie-Korps unter einheitlichen Befehl gestellt werden.

Wir lernten die Behörden kennen, die dazu berufen sind, die Leitung der einzelnen Teile des Heeres zu übernehmen: Großes Hauptquartier, Hauptquartier, Generalkommando. Bleibt nun zu erwähnen, daß die Leitung der Division dem Divisionsstabe unter Führung eines Divisions-Kommandos obliegt; weiter herunter gibt es Brigade-, Regiments- und Bataillons- bzw. Abteilungs-Stäbe.

Das innere Gefüge der höheren Kommando-Behörden vom General-Kommando aufwärts ist im allgemeinen das gleiche, mit dem Unterschiede, daß die Bedeutung und die Arbeit der Behörden mit der ihr unterstellten Truppenzahl wächst. Greifen wir aus der Mitte der hohen Behörden das Hauptquartier, das Armee-Kommando heraus!

An der Spitze steht der Feldherr, der die Verantwortung für die Durchführung der ihm vom Großen Hauptquartier übertragenen Aufgaben trägt. Ihm zur Seite der Chef des Generalstabes. Für das Wohl des Ganzen ist es erforderlich, daß sie sich in ihren Charaktereigenschaften ergänzen, wenn auch, wie Colmar Freiherr v. d. Goltz sagt, der Grundton der gleiche sein muß. Zu Blüchers Tollkühnheit gehörte Gneisenaus berechnende Bedachtsamkeit; einem Hadwig Cunctator hat Wowenheim und schneidige Draufgängerheit zur Seite zu stehen. Weder der Feldherr noch der Chef des Generalstabes sollen sich in Einzelheiten des Dienstes verlieren, damit sie das Große im Auge behalten. Darum ist ihnen, als Dritter im Bunde, ein Oberquartiermeister beigestellt; im Großen Hauptquartier „Generalquartiermeister" genannt. Sein Werk ist der „Tagesbefehl", der die Summe aller Angelegenheiten umfaßt, die den inneren Dienst der Truppe berühren. Hierzu gehören die persönlichen Angelegenheiten, der Verkehr nach rückwärts, der Gefangenen-, Kranken- und Verwundeten-Transport, der Dienst älterer Generalstabsoffiziere zur Verfügung. Die Wahl unter den im Stabe vorhandenen Kräften steht dem Chef des Generalstabes nach eigenem Ermessen zu. Sie wird diejenigen Offiziere zu treffen haben, die es besonders verstehen, das gesprochene Wort ohne Mißdeutung in das geschriebene umzusetzen. Weiter haben sie mit der höheren Truppenführung vertraut zu sein. Es gehören hierher die gleichzeitig befähigtesten und praktisch bewährtesten Offiziere. So machte sich im Kriege 1870/71 Graf von Moltke, der damalige Chef des Generalstabes der Armee, zu seinen Gehilfen das Dreigestirn: Bronsart v. Schellendorf, den späteren Kriegsminister, v. Verdy du Vernois, gleichfalls später Kriegsminister, und v. Brandenstein, nachmals Generalinspekteur der Ingenieure und Festungen; wie man sieht, lauter bedeutende Männer.

Die übrigen Generalstabsoffiziere des Stabes teilen sich in die Geschäfte des Nachrichtenwesens, der Erteilung von Weisungen und von Berichten, der Verbindung der Armee mit den heimischen Hilfsquellen, des Eisenbahn- und Telegraphendienstes. Ferner gehören zum Dienste des Generalstabes: der Schriftwechsel mit den Behörden des Landes und öfters wird auch das notwendig) mit dem Feinde, das Karten- und Büchermesen, die Führung des Kriegstagebuchs, Rekognoszierungen und Erkundungen.

Nächst den Generalstabsoffizieren besitzt ein Oberkommando eine Anzahl Adjutanten. In den Bereich der Adjutanten fallen sämtliche Geschäfte, welche bei dem Kriegsministerium ihre Erledigung finden, So: Ersatzführung über Verluste und Stärken, Ersatz an Mannschaften und an Pferden, Waffen und Munitionsangelegenheiten, persönliche Angelegenheiten usw. Ferner erledigt die Adjutantur die Vorschläge zur Beförderungen, zu Ordensverleihungen und alle Gesuche, die an das Militärkabinett gelangen.

Um die Ordnung im gesamten Gebiete des Stabes aufrechtzuerhalten, empfiehlt es sich, einen hierzu besonders geeigneten Offizier im Nebenamte mit dem Dienste eines Bureaucheffs zu beauftragen.

Ueber das Ganze waltet, wie das Auge Gottes über den Wassern, der Chef des Generalstabes, welcher es durch seine Persönlichkeit verstehen muß, das Räderwerk in Bewegung zu erhalten.

Dem Hauptquartier des Oberkommandos sind eine Anzahl gut berittener Ordonnanzoffiziere unentbehrlich, deren besonderer Dienst in der Ueberbringung der schriftlichen Befehle an die unterstellten Kommandobehörden besteht, die man dem Telegraph nicht anvertrauen kann oder will. Unter Umständen wird das Motorrad das Pferd bei diesen Ordonnanzdiensten ersetzen.

Den Verkehr des Hauptquartiers mit dem Großen Generalstab und den Hauptquartieren anderer Armeen vermitteln Feldjäger, deren jedes Oberkommando mehrere besitzt. Weiter gehören dem Hauptquartier an die Vertreter der Hilfswaffen. Als Berater des Feldherrn in ihrem Dienstbereich dienen die Vertreter der Artillerie und der Ingenieure mit ihren Stäben. Ferner der Armee-General-Arzt, der Chef der Feldgendarmerie, der Inspekteur des Trains, der Armee-Postmeister, die Führer der Verkehrs- und Telegraphen-Abteilungen. — Unter unmittelbarem Befehl des Quartiermeisters befinden sich die gesamten Etappenbehörden der Armee.

Eine ganz besonders wichtige Stellung nimmt der Armee-Intendant im Hauptquartier ein, dem die Regelung der gesamten Verpflegung und Bekleidung obliegt. Er unterstellt dem Chef des Generalstabes in besonderer Weise, der sich mit ihm über die Möglichkeiten der Verpflegung fortdauernd ins Vernehmen zu setzen hat.

Wenn man es unternimmt, das Getriebe innerhalb eines Hauptquartiers zu skizzieren, sind zwei Persönlichkeiten nicht zu vergessen. Die eine ist der Kommandant des Hauptquartiers, in der Regel mit dem Befehlshaber der Stabswache eine Person. Diesem liegt die Aufrechterhaltung der Ordnung im Hauptquartier während der Ruhe, wie während des Marsches ob. Die andere ist der Quartiermacher, der es selten allen recht zu machen versteht.

Während die Stäbe der Generalkommandos und der Divisionen bereits im Frieden bestehen, werden das Große Hauptquartier und die Hauptquartiere der Armeen erst im Mobilmachungsfalle zusammengestellt. Hiermit vermehren sich die Schwierigkeiten. Sie sind indessen in Deutschland bis in die jüngste Zeit zum Heil der Armee stets glücklich überwunden worden.

Unsere Feinde, wie sie einander sieben.

Unter diesem Titel erscheint demnächst im Delphin-Verlag zu München ein Buch, das einen guten Gedanken in schlagender Weise verwirklicht. Dr. Werner Klette bietet hier eine Gegenüberstellung kritischer Aeußerungen von berühmten Franzosen, Engländern, Russen, Belgiern und Japanern über ihre jetzigen Verbündeten. Sie scheinen in heute alle so einig zu sein in ihrem Haß gegen uns, aber — „vor Tisch las mans anders!" Welche Abneigung und Gegensätzlichkeit herrschte zwischen ihnen allen! Wie alterzeht ist die Wut der Franzosen gegen die Engländer; wie wenig wollen die Briten von ihren Nachbarn jenseits des Kanals wissen; wie machen sich die Franzosen über die belgischen Emporkömmlinge lustig und noch mehr über ihre moskowitischen Verbündeten! Der Belgier wieder spricht geringschätzig von dem bekadenten und eitlen Franzosen. Der Hochmut des Japaners kennt keine Grenzen, und der Russe will von der ganzen westeuropäischen Kultur nichts wissen. Einig aber sind sich alle in diesem „Chor der Rache" in Form Haß gegen den Engländer, mag er nun als brutaler Kolonialsoldner aus alt frecher und langweiliger Reisender auftreten. Wenn sich der Belgier Lemonnier von der Französin mit Abscheu abwendet oder der Franzose Mirbeau die Schaden seines Spottes über die „Kleinstädter" Brüssels ausschüttet, so sind das nur vereinzelte Lichter. Eine durchgehende Grundstimmung aber kann man beobachten in den Aeußerungen, in denen Franzosen, wie Anatole France, vor der „gelben Gefahr" warnen und die wilde Hinterlist der „hübschen kleinen Tiere mit den Schlitzaugen" betonen, in den Bekenntnissen, die Dostojewski in seinen Briefen gegen Frankreich und England als den Hort des Unglaubens und des Bösen richtet. Wie hier die Stimme eines ganzen Volkes spricht, so erst recht in den Gegensätzen zwischen Engländern und Franzosen, die ein halbes Jahrtausend bestanden haben, um jetzt plötzlich in eine notgedrungene Freundschaft umzuschlagen. Von Shakespeare angefangen, der die französischen Soldaten in „großen Schreihälsen" so bitter verhöhnt, bis zu den modernen großen Schriftstellern Englands wird an dem Franzosen kein gutes Haar gelassen. Macaulay fühlt sich auf seiner Pariser Reise geradezu angewidert von dem Schmutz in den Hotels, von der lärmenden Prahlerei in allen Aeußerungen der Kultur. Thackeray sieht im Franzosen das Uebel eines Landes, und ein Carlyle könnte zu diesem Thema ganze Bände ausgeschrieben werden. Seine Darstellung der französischen Revolution, sein Urteil über Napoleon und sein Brief an die „Times" atmen alle den gleichen Geist, der in der französischen Kultur eine Ausgeburt der Hölle und in der französischen Politik das Unglück Europas sieht. In Frankreich aber ist der Haß gegen Großbritannien nicht minder eingewurzelt und groß. Selbst Montesquieu und Voltaire, die dem „Lande der Freiheit" so viel verdanken, finden scharfe Aeußerungen über den Hochmut und die Rücksichtslosigkeit der Inselbewohner, und Taine fällt in seiner „Geschichte der englischen Literatur" und in seinen Aufzeichnungen aus England ein vernichtendes Urteil über den englischen Volkscharakter. Er gibt den Ton an für die Melodie des Hasses, die dann bei Maupassant, bei Bourget, Mirbeau und Rochefort so laut erklingt. In Frankreich hat das ganze 19. Jahrhundert hindurch jener Gegensatz fortgelebt, der bereits Napoleon zum heftigsten Kampf gegen die alten britischen Widersacher veranlaßte und bis heute halten denn einige Worte Napoleons heute ihre besondere Bedeutung. Ueber Englands Politik sagt er: „Während ganz Europa sich ihren Intrigen und Subsidien zuliebe erwürgt, bleiben sie beiseite und sind nun auf ihre eigene Sicherheit, den Vorteil für ihren Handel, ihre Seeherrschaft und ihr Weltmonopol bedacht." und über Englands Lügenhaftigkeit, die er besonders gut beurteilen konnte: „Die Engländer lassen nicht von der Gewohnheit, Nachrichten zu erfinden, sie zu Hause zu verbreiten und nachher in ganz Europa zu Umlauf zu setzen. Sie hängen an sehr an diesem Hilfsmittel, als daß sie es nicht unaufhörlich gebrauchen sollten. Sie dementieren sie ein falsche Nachricht acht oder zehn Tage nach ihrer Veröffentlichung; aber diese acht oder zehn Tage sind derjenigen, die Täuschung hat bestanden, und die Gelegenheit bietet sich, eine neue Täuschung in die Welt zu setzen, die sie sogar mit ganz offiziellen Dokumenten glaubhaft machen; und so immer weiter Monat für Monat, Woche für Woche, das ganze Jahr hindurch."

Im Flugzeug nach Warschau.

Von Kosaken abgeschossen.

Folgende packende Schilderung eines Aufklärungsfluges von ... nach Warschau, den der Flieger-Sergeant Vogt, früher 3. Garde-Regiment zu Fuß in Berlin, mit dem Beobachter Oberleutnant Winkler, im ersten Drittel des Monats Oktober ausführt, wird dem Generalanzeiger für Dortmund und die Provinz Westfalen mitgeteilt:

Graueviolte Nebelschwaden fegten durch das ... und hallten sich, von den umspringenden Winden wie ein Rudel Schafe von den Wärterhunden zu Haufe getrieben, über ...., das uns seit zwei Wochen Flughafen war. In Myriaden von Tropfen setzte sich der Dunst an unsere Hangars, in denen unsere Flugvögel seit Tagen schon neuer Befehle harrten, um sich aufzuschwingen ins Luftmeer und nach Norden zu fliegen, wo Kundschafter und Kavalleriepatrouillen nach der Weichsel zu Bewegungen des Feindes gemeldet hatten. Ein Gefühl des Mißbehagens, vertieft durch die Ungewißheit des Kommenden und durch die Nässe der Witterung, die sich kältegemäß bis auf die Knochen legte, ließ alle Fröhlichkeit, welche sonst die Stimmung der gesamten Fliegerabteilung belebte, nicht aufkommen. Dieses Gefühl des Unmutes schien selbst meine Jeannette Taube zu teilen, die mit verhängtem Motor inmitten einer Reihe kleiner Pfützen im flatternden Zelte stand, traurig ansehnend über die Untätigkeit, zu der sie durch die Ungunst der Witterung verdammt war. Flugbereit stand sie seit Tagen da, des Befehles wartend abzuschwirren. Wie schon so oft in den letzten Tagen kontrollierte ich wiederum alle Verbindungen, Verbindungen und Steuervorrichtungen, als plötzlich mein Beobachter, Herr Oberleutnant Winkler, ins Zelt stürmt, die freudige Nachricht bringend, daß er einen Auftrag erhalten habe, der uns bis nach dem 120 Kilometer nördlich liegenden Warschau führen sollte. „Aber das Wetter?" — Ein schmerzliches Bedauern zitterte in seiner Stimme nach. Wir traten vors Zelt. Verflockte Nebelschleier zogen am Himmel in östlicher Richtung davon. 200 Meter hoch wogt und wallt ein undurchsichtiges Nebelmeer. Sollten wir es wagen, in nur 200 Meter Höhe über feindliche Truppenmassen zu streifen? Der Tod scheint sicher. Aber man wird Fatalist als Flieger und glaubt an die Runen im Buche seines Schicksals. Auch drängt der Auftrag auf Erledigung. Also los: „Herr Oberleutnant, wir fliegen! Kontrollieren Sie bitte den Kompaß und orientieren Sie die Karte. Ich werde die Maschine einer letzten gründlichen Revision unterziehen!"

Und sogleich begann eine angestrengte, aber gründliche Tätigkeit. Mit meinen beiden Monteuren prüfte ich Motor und Maschine, die sich beide in tadellosem Zustande befinden. Oel, Wasser und Benzin wird aufgefüllt, sodaß wir einen Flug von drei Stunden schon wagen können. Unterdessen hat auch der Beobachter seine Vorkehrungen getroffen, Karten und Bomben in seinem Sitze verstaut. Wir sind startbereit. Der Riesenvogel wird von den nervigen Fäusten unserer Soldaten aus dem bergenden Zeltdunkel ins Freie gezerrt. Einen Augenblick schwint er zu ruhen, zurück zu wollen ins warme Nest; dann aber bewegt er zitternd sein grauweißes Gefieder in den wogenden Wirbeln des Bösenwindes, der auf den Spanndrähten ein leises, flehtrobes Morgenlied anstimmt. Auch in unseren Augen leuchtet diese flehtrobe Zuversicht.

Weit übers Feld hinaus schieben wir den Aeroplan, dann bei den vertikalen Böen ist bestimmt mit einem leichten Start zu rechnen. Endlich sind wir so weit. Sturzkappe auf! Brille vor! **Noch einen warmen, herzlichen Händedruck von Kameraden, die einem bis hierher Geleit gegeben haben; ein kräftiges „Hurra!" und der Hebel fliegt auf Vollgas. Wie ein Pfeil saust** die Maschine nach dem ratternden und knatternden Takte des Motors über das Feld dahin, geradeaus nach einem **Ziele, das ich mir am Horizont gesteckt hatte.** Sechzig — achtzig — hundert Schritt .... Ein leiser, leichter Zug am Höhensteuer und stolz schwingt sich der Vogel in der Luft, hoch und höher. Eine Runde um unser Zeltlager, das in dem feinen Dunst kleiner und winziger unten uns wird. **Dann gehts nach Norden — ins Ungewiß!**

Noch nicht 200 Meter hoch geraten wir in dichten Nebel, der jede Orientierung unmöglich macht. Was tun? Umkehren? Nein! — Vorwärts! Aber wie unserer Aufgabe gerecht werden? Wenn der Kompaß versagt? Was dann? Den Beobachter mögen ähnliche Gedanken bewegt haben, denn er blickt sich fragend um. Ein kurzes, wortloses Austauschen der Meinungen, gleichsam in gegenseitiger Weisung, daß wir uns verscheiden uns dafür, zunächst die Weichsel aufzusuchen. Es ist eine bekannte Erscheinungsform, daß bei Nebel Fluß- und Stromläufe zu sehen sind. Die Erklärung hierfür weiß ich nicht, doch habe ich diese Erfahrung wiederholt machen können. Also östlichen Kurs zur Weichsel. Gott sei Dank, der Kompaß funktioniert, wie wir später erfahren sollten. Pfeilgeschwind zeigen wir durch das trügerische Nebelmeer. Nur verschwommen sehe ich die Konfonturen des Beobachters, der seinem „Emil" — ein „Fachausdruck" für Flugzeugführer, während der Beobachter „Franz" genannt wird — erminternd ein Stückchen Schokolade herüberreicht. Nach 15 Minuten gehe ich tiefer, um mich zu orientieren. Da wir mit dem Winde geflogen sind, müssen wir 30—40 Kilometer zurückgelegt haben. Unter uns ist Wald. Jäuft von uns schimmert, leicht vibrierend in einem silbrigen Dunstschleier, das glitzernde Band eines Flüßchens. Ists die Radomka oder die Pilica? Oder ists gar erst die Lenina, ein Nebenflüßchen der Radomka, die selbst auch nur ein Nebenflüßchen der Weichsel ist? Ich suche auf der vor mir liegenden Karte nach charakteristischen Merkpunkten, die sich mit sicher in Gelände decken. Auch der Beobachter arbeitet nach dieser Richtung. Plötzlich sind wir wiederum im Dunst. Abermals tiefer herunter. Unter uns schlängelt sich der unbekannte Fluß in zahlreichen Windungen und Krümmungen nach Nordosten. Ich folge ihm und vor mir liegt plötzlich quer ein breiter Strom, die Weichsel. 22 Minuten haben wir gebraucht, sie zu erreichen. Jetzt Kurs der Weichsel

auf Warschau zu.

Höhe 150 Meter. Wir halten uns meist auf dem linken Ufer, das wir vom Feinde völlig frei finden. Um Strombiegungen abzuschneiden, kreuzen wir wiederholt den Fluß und gelangen auf die rechte Uferseite. Wir haben Kurs auf die Orientierung wiedergefunden. Ungefähr gegenüber der Einmündung der Pilica in die Weichsel bemerken wir feindliche Reiterei, die soeben ein mörderisches Feuer auf uns eröffnet. Wir sehen wenigstens die Gewehre erhoben und große Bewegung in den Reihen der am Ufer entlang zugenden Soldaten, verspüren selbst aber nichts. Ein leiser Anzug — und die Taube steigt stolz empor, hinein ins rettende, bergende Nebelgewölk. Wir entschwinden dem Feinde, der keine Verfolgung einstellen muß. Nach wenigen Minuten geht's wieder tiefer. Abermals 150 Meter hoch. Die Orientierung über dem Flußtal wird stellenweise schwierig. Wir geraten in eine Regenböe, die uns die Tropfen uns Gesicht peitscht, daß wir das Fühlen haben, als ob man uns mit Erbsen bombardiere. Zum Glück dauert diese himmlische Attacke nicht allzu lange. Wir atmen bald wieder auf, aber — wir sollten jetzt vom Regen in die Traufe kommen. Wir überfliegen eine größere Stadt — nach der Karte Gora Kalwarja — als wir plötzlich deutlich plötzlich Artilleriefeuer erhalten. Und schon sehen wir die russische Batterie, die durch das Propellergeräusch längst auf uns aufmerksam geworden war und eiligst die Rohre auf uns gerichtet hatte, als wir aus dem Nebelbunst hervorbrachen. Sie stand nördlich .... auf dem rechten Weichselufer. Es ist — bei Gott — kein angenehmes Gefühl, wenn man da rechts vor sich acht Geschütze aufgefahren sieht, deren Schlünde auf einen gerichtet sind und uns bei nacheinander leichte weiße Rauchwölchen auftreten, von denen man weiß, daß sie eiserne, todbringende Grüße winken. Flucht in den bergenden Nebel war für uns die einzige Rettung. Höhensteuer! — Mehr mechanisch als bewußt riß ich es. Und die Maschine steigt prächtig empor. Vor uns und zur Seite sausen die Kugeln, für uns unschädlich, vorbei. Die Russen hatten die Entfernung völlig mißschätzt. Kaum aber schwebten wir in den ersten Dunstschichten, da trete ich auch schon Steuerstuer, um in anderer Richtung weiter zu fliegen und den Feind irrezuführen. Und es gelingt. Wir entkommen. Nach einigen Minuten steige ich wieder hinab, um mich zu orientieren. Fern rechts schimmert die Weichsel, vielleicht 6—8 Kilometer weit ab. Darauf zu. Von der Erfahrung gewitzigt, halten wir uns, als wir den Strom erreicht haben, nun jetzt ab am linken Ufer. Ueber 1¼ Stunde sind wir schon unterwegs. Jeden Augenblick kann Warschau auftauchen. Wenn nur die Orientierung besser werden würde! Und da liegen auch schon die ersten Häuser der südlichen Vorstädte von Warschau unter uns. In 250 Meter geht's — wiederum im schützenden Nebel — über die Befestigungen hinüber zur eigentlichen Stadt.

Doch das Wetter wird undurchsichtiger.

Der Dunst der Großstadt mag hier mitwirken. Selbst 150 Meter hoch ist die Aussicht verschwommen. Der Nebel, der uns schützt, hindert andererseits jede Erkundung. Da auch mit dem Benzin gespart werden muß, entschließe ich mich zum Rückflug. In knapp 150 Meter fliegen wir über das südliche Fort auf der Weichselinsel. Mehrere Schüsse werden hinter uns hergeschickt, die wir als erste deutsche Flieger vom Süden Warschau einen Besuch abstattet haben. Doch sie verpassen wirkungslos im Nebel.

Das Wetter ist mittlerweile noch unsichtiger geworden. Wir streifen im 100 Meter Höhe über dem Wasserspiegel der Weichsel. Als wir uns dabei zirka 15 Kilometer südlich der Vorstadt Sielce dem rechten östlichen Weichselufer nähern, geraten wir in das Gewehrfeuer einer starken Kosakentruppe. Wie ein Bienenschwarm sausen die Kugeln durch die Maschine. Ich reiße den Apparat in die Höhe und herum zum rettenden linken Ufer. Die Kosaken folgen schießend auf ihren schnellen Pferden, soweit es geht. Noch mehr Höhensteuer! Gottlob, der Apparat steigt. Doch mit einem Male geht der Motor unregelmäßig. Er klappert und dröhnt? Was ist das? Die Tourenzahl des Propellers fällt rapid, wie mich ein Blick auf die Uhr überzeugt. 1380 — 1200 — 1050 — 800! — Was ist die Ursache? Aber die Umdrehungen des Propellers verlangsamen sich noch mehr. Das blitzende Rad, das sonst so verlockend vor mir schwebte, verblaßt, man sieht schon Speichen, dann den zweiteiligen Propeller und plötzlich bleibt die Schraube in der Luft stehen. Unter uns unbekanntes Gelände. Ringsum Feinde. Die Gefühle, die mich befeelten, als ich den Apparat abwärts stellte, kann man ermessen, wenn man berücksichtigt, daß wir uns knapp 20 Kilometer südlich von Warschau befanden, unsere Truppen aber bei unserem Abflug noch 40 bis 50 Kilometer von Warschau entfernt waren.

Vor uns erstreckte sich nach der Weichsel zu ein mit Strauchwerk bewachsener Sumpf, rechts von uns stand eine Windmühle. Hinter derselben, also gerade vor mir, breitete sich eine Wiese aus, die sich bis zu einem terniegenden Gutshofe hinzog. Ich hielt auf diese Wiese zu und landete, wobei es mir mit Mühe gelang, den Apparat über einen verdeckten Graben zu bringen, den das Grundstück durchschnitt. Kaum waren wir auf dem Boden, so sprangen wir auch schon aus der Maschine. Sogleich wurden die Revolver schußbereit gemacht. Und es war auch die höchste Zeit, denn schon strömten von allen Seiten Menschen herbei. Im Gleichlauf hatte der Beobachter bereits Karten und Aufzeichnungen zu sich gesteckt. Ich hatte sogleich nach der Zündung versucht, die Maschine zu vernichten, da ein Blick auf den Motor mich überzeugte, daß ein Weiterflug unmöglich war, denn

der Magnet war durchschossen;

aber ich wurde von der Bevölkerung, die drohend herbeieilte, an meinem Vorhaben gehindert. Mit vorgehaltenem Revolver zogen wir uns nach der Weichsel zurück. Unsere Flucht wäre uns aber wohl kaum gelungen, denn es kamen inzwischen immer mehr Männer mit Stricken, Eisenstangen und Ackergerät, um uns zu fangen herbei, wenn nicht von dem Gutshofe ein Reiter herangesprengt gekommen wäre, der sich zwischen uns und die Menge gestellt hätte. Anscheinend in polnischer Sprache redete er auf die Menge ein, die ihm recht ungern zuhörte. Er schien sich aber großer Achtung zu erfreuen, denn der Kreis hinter uns öffnete sich, so daß wir weitergehen konnten. Da er sich uns nicht sprachlich verständlich machen konnte, winkte er uns zu, schnell zu fliehen. Und wir folgten. Die Menge starrte uns mit wütenden Blicken nach, es lebte ohne Zweifel, zurückbedauernd, daß es Mordwillen der Reiters, der meiner Ansicht nach der Gutsbesitzer war. Erst später setzten mehrere die Verfolgung fort, wurden aber von uns durch unsere Revolver in Schach gehalten und kehrten schließlich um. Wir eilten inzwischen am Rande eines Sumpfes in südlicher Richtung weiter, immer parallel der Eindichung der Weichsel entlehend. Wir mochten ungefähr 6—8 Kilometer gelaufen sein — der Schweiß rann uns in kleinen Bächen am Körper herunter — als wir an einem wohl 800 Meter breiten langgestreckten See kamen, der uns den Weg nach Süden abschnitt. Ihn durchschwimmen? Wir waren zu erhitzt und zu ermattet dazu und jeder Versuch wäre sicherer Untergang gewesen. Wir suchten auf unseren Karten nach und fanden den See zum Glück auch verzeichnet. Aus der Karte ersahen wir, daß er bis zum Weichselbeich reichte. Wir bogen also östlich ab, kamen zum Deiche und strebten nunmehr südlich auf demselben weiter, wobei wir Ortschaften vermieden, indem wir uns durch das Gemüsegestrüpp zwischen Deich und Weichsel hindurchschlichen. Gegen Mitternacht stießen wir, nachdem wir uns nur eine kurze Rast gegen Abend gegönnt hatten, auf eine breite Fahrstraße, in der wir die Chaussee nach Gora Kalwarja vermuteten. Und wir hatten mit dieser Vermutung recht. Aber wir sollten bald eine noch gründlichere Ueberraschung erleben. Beim Ueberschreiten der Straße fielen mir über ein Etwas. Ein Lichtfunken aus unserer Taschenlaterne, die wir trotz der Gefährlichkeit unserer Situation anzündeten, zeigte uns, daß es ein Pferdekadaver war. Und bald gesellten sich zu dem einen mehrere, dazwischen Leichnamen russischer Soldaten. Wir waren auf einem Schlachtfelde. Kaum war diese Vorsicht am Platze, Leutnant und Jähnch schlichen wir uns weiter, jedes Gebüsch, jedes Hindernis, mochte es ein toter Soldat oder ein umgestürzter Wagen sein, als Deckung nehmend. In diesen Stunden des mühseligen Vordringens auf blutgetränktem Schlachtfelde packte uns das große Grauen der geschlagenen Schlacht, in jenen Minuten habe ich den physischen und moralischen Ekel des Schlachtfeldes begriffen. Unsere Pulse pochten stürmisch. Jeder Schritt brachte uns der Entscheidung näher. Kamen wir zu den Russen oder zu den Unsrigen? Diese Frage drehte sich wie eine Windmühle fortwährend in unserem Hirn. Wir schlichen vor und horchten auf menschliche Laute; wir horchten sich schlichen weiter vor. Stimmen kamen, oder waren es Jahre? Einen Maßstab für die Zeit hatten wir nicht mehr. Da plötzlich ein Laut! — Hatten wir recht gehört? — „Fritz, krabbelt da nich wat?" — Deutsche Laute schlugen an unser Ohr. Hurra! Wir sind gerettet. Mit einem befreienden „Gott sei gedankt!" gehen wir auf die beiden Vorposten zu, die bei unserer Annäherung die Büchse mit den bedrohlichen Gesichtsgeschoß auf uns richten, sie aber senken, als sie uns als Landsleute erkennen. Sie teilen ihren Rest aus der Feldflasche und ihr Brot mit uns und führen uns zur Feldwache. Hier sind wir endlich nach fast 20stündigem Marsche gebogen und ruhen uns aus, wohlig schlafend, wie in Mutters Arm daheim. Am Morgen bringt man uns zum Divisionsstab, wo wir unsere Meldung abgeben. Die Aufgabe, die uns gestellt war und über die ich naturgemäß nicht reden kann, hatten wir glatt und zur Zufriedenheit erledigt. Tags darauf kehrten wir nach ... zurück, wo man uns, die man bereits vermißt glaubte, mit freudigem Halloo empfing.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412061/fragment/page=0002

Als Kriegsfreiwilliger vor Ypern.

I.

Der letzte Abend vor der Schlacht.

oken. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als wir in M. ankamen. Es macht einen fast deutschen Eindruck, dieses kleine flandrische Städtchen, das kann zehn Minuten von der französischen Grenze liegt. Sauber und freundlich sind die Häuser, meist graue gestrichenen Häuser, sauber die Straßen und sauber die Bewohner, die aus zwar nicht unfreundlich, aber doch mit scheelen Augen ansehen. Die Männer, die jetzt leider in ganz Belgien den langen lieben Tag über die Hände in den Hosentaschen haben, stehen auch in M. in Gruppen auf den Straßen. Die englische Mütze schief auf dem rechten Ohr, den Wollschal drei-, viermal um den Hals geschlungen und die kurze Stummelpfeife im Mundwinkel stehen sie überall herum und halten Maulaffen feil, schütteln auch wohl erstaunt die Köpfe, weil sie sich nicht erklären können, wo Deutschland die vielen irischen Soldaten hernimmt. Die Frauen und die bildhübschen flandrischen Mädchen sind freundlicher zu uns; gar nicht, als ob wir Feinde seien, nicken sie uns freundlich zu und winken herüber mit den Händen. Auf der Hauptstraße ist unsere Kompagnie in zwei Gliedern angetreten und harrt der Dinge, die da kommen sollen. Wir sind todmüde, zweiundsechzig Stunden Eisenbahnfahrt und 26 Kilometer Marsch mit vollem Gepäck liegen hinter uns: das ist für den Anfang etwas reichlich. „Die Kompagnie besteht gruppenweise zu je acht Mann Bürgerquartiere in dieser Straße und hält sich in höchster Alarmbereitschaft; die Straße darf nicht verlassen werden." So lautet der Befehl, der zum Teil mit Freude, zum Teil mit gemischten Gefühlen aufgenommen wird. „Höchste Alarmbereitschaft", das heißt: angezogen schlafen, nicht einmal die Stiefel dürfen ausgezogen werden. Aber wennoch waren wir froh, daß wir wenigstens ein Dach über uns haben sollten. Darum zunächst erst einmal Quartier gemacht. Ein kleiner Kolonialwarenhändler, der ganz ängstlich seine Ladentür hütet, muß dieses Mal dran glauben. Er behauptet zwar steif und fest — und seine zungengewandte Frau hilft ihm dabei — daß er „höchsten vor drei Mann eine quartier" habe, aber die „zarte" Hand eines Landwehrmannes schiebt die Lamentierenden sacht beiseite. Als nichts mehr hilft, eilt die wütende Wirtin geschäftig voraus und führt uns eine Hühnerstiege von einer Wendeltreppe hinauf, um vor einer schmalen Tür stehen zu bleiben. Die Tür fliegt auf und wir blicken — erstaunt und beklustigt zugleich — in einen wahren Reistall von Zimmer, in dem mindestens 15 Mann Platz haben, das aber völlig leer ist. Der liebe Kolonialwarenkrämer war also schon auf Einquartierung eingerichtet, denn ein leeres Zimmer ist einem deutschen Feldsoldaten allemal lieber als ein feinmöbliertes, schon allein des Schmutzes wegen, den der propere Deutsche nicht gern mit in die Stube bringt. Der leere Raum war also ganz nach unserem Geschmack. In wenigen Augenblicken war Stroh requiriert und acht hochfeine Lagerstätten harrten der Benutzung. Vorerst aber durften wir noch ein wenig die Stadt besichtigen. Unsere Straße durften wir zwar nicht verlassen, aber unser Kompagnieführer, ein Oberleutnant, war gnädig gewesen und hatte uns die Straße als Aufenthaltsort angewiesen, die die meisten „Cafés" und „Etaminets" aufwies. Es ließ sich also schon aushalten bei uns im Viertel. Keiner aber von uns allen hätte es sich träumen lassen, daß dieser letzte Abend, bevor wir an den Feind kamen, in ungemütlich verlaufen würde. In einem „Café moderne" saßen wir bei Limonade und säuerlichem flandrischen Bier, da entdeckte einer von uns hinter einem Vorhang ein Klavier. Nun dachte keiner von uns mehr ans Schlafen, alle Müdigkeit war verschwunden, die „Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles" rauschten durch den Raum, der Gedichteten fürs Leben aber bis zum schnellen Tode — am andern Tage — wurden hier in dem kleinen Café geschlossen und bald hatte sich ein rechtes kleines Kabarett mit abwechslungsreichem Programm entwickelt. Ein Landwehrmann, im Zivilberuf Opernsänger, lang ernste und heitere Opernarien, ein Humorist Kuplets und ein Klaviervirtuose schwelgte in Wagner-Phantasien: so verlebten wir den letzten Abend, sechs Kilometer hinter der Schlachtlinie.

II.

Zur Front.

Der andere Tag brachte einen Appell nach dem anderen, die Patronentaschen wurden nachgeprüft, Brot bereitet und der Stiefel noch einmal gründlich geschwärzt, dann ging es gegen 2 Uhr nachmittags mit lautem Gesang „zum Städtele hinaus". An den Häusern der Straße, die wir zogen, klebten weiße Zettel: „Nach Ypern". Neugierig schauen die Bürger von M. uns nach; nun sollen wir hinein in den Höllenpfuhl, hinein in den Kanonendonner, der ununterbrochen herübergrollt und der nun schon seit fünfundzwanzig Tagen und Nächten kein Ende findet. Die Straße wimmelt von Militär, höhere Offiziere sprengen vorüber. Eine Batterie Artillerie rattert im Galopp über das schlechte, schon ganz ausgefahrene Pflaster, ein Wagen der Telegraphen-Abteilung eilt die Straße entlang und legt eine Telephonleitung von der Front zum Divisionsstabe, begleitet und eifrig kommentiert von der halbwüchsigen Jugend M.'s, die gleichzeitig die Gelegenheit wahrnimmt, uns anzubetteln: „Dütsker, schank mi 'ne Panning!"

Wir trotten Schritt für Schritt durch den Schlamm, immer die gerade Straße entlang, die nach Nordwesten, nach Ypern, auf das Schlachtfeld führt. Der Kanonendonner wird immer stärker, immer grollender. Die Sonne lacht vom Himmel und das ganze herrliche Land atmet tiefsten Frieden. Die Bauern bestellen scheinbar noch ihre Aecker. Kühe weiden ungestört auf den Wiesen, und den Schornsteinen der Häuser entsteigt blauer Rauch, nichts erinnert an den Krieg, nichts, nur der Kanonendonner, der aber schon so etwas alltägliches geworden ist, daß man ihn nicht mehr hört. Der nächste Ort nach M. ist G.; er ist gestopft voll von Militär. Die Kirche ist zum Feldlazarett umgewandelt, weithin kennzeichnet sie das rote Kreuz, das überall angebracht ist, um das Gebäude vor Zerstörung und Fliegerangriffen zu schützen. Ein Trupp gefangener Engländer begegnet uns, in eisigem Schweigen schreiten wir aneinander vorüber, nur hin und wieder, wenn die Physiognomien der englischen Soldaten gar zu bedenklich werden, murmelt ein biederer Landwehrmann: „Verdammter Flieh über das Gesinkel, das England gegen uns hetzt!" Aber nun wissen wir's. Engländern stehen uns gegenüber, und als von ferne ein neuer Trupp Gefangener naht, da braust es plötzlich durch unsere Reihen, so klar, so frisch, als gings aufs Tempelhofer Feld:

„Frisch hinein ins Völkerringen!
Sieh, der Franzmann zittert schon;
Russland woll'n wir auch bezwingen,
Weh' dir, falsches Albion!
Deutsche Schwestern, deutsche Brüder,
Unserm Bunde ein Hurra,
Heil'ge Zeiten kehren wieder:
Deutschland auf, dein Gott ist nah!

Nur langsam geht's weiter auf der überfüllten Straße, die Verwundetentransporte mehren sich, lange Munitionskolonnen der Artillerie schlängeln sich die Straße entlang, vor einer Fetzkschmiede harren zahlreiche Pferde neuer Eisen und in den Fliegerzelten neben der Straße furren die Motore, alles ist Leben, alles in Bewegung. G . . . ist auf diesem Wege die letzte Ortschaft, die ganz erhalten geblieben ist, die nächste, C..., hat schon unter den Granaten der Engländer gelitten. In der Nähe dieses Dorfes biwakieren wir bei strömendem Regen. Es heißt, den Abend, die Dunkelheit abwarten, da wir uns am hellen Tage den Schützengräben nicht nähern können. Bald lodern Feuer empor, Zelte werden ausgeschlagen und hier und da versucht ein Kriegsfreiwilliger zum ersten Male im Felde seine kulinarischen Kenntnisse anzuwenden. Gin Huhn haben sie geschlachtet, gerupft, gereinigt, nun möchten sie es gerne ausnehmen und wissen doch, wenn die Galle verletzt wird, schmeckt das ganze Huhn nicht mehr: wenn man nur eine Ahnung hätte, wo die Galle sitzt. Sechs kriegsfreiwillige Fachleute sitzen um das tote Huhn herum, die Gallenfrage zu lösen. Bis sie endlich so weit sind, sind die Feldküchen, die Gulaschkanonen, angekommen. Ein

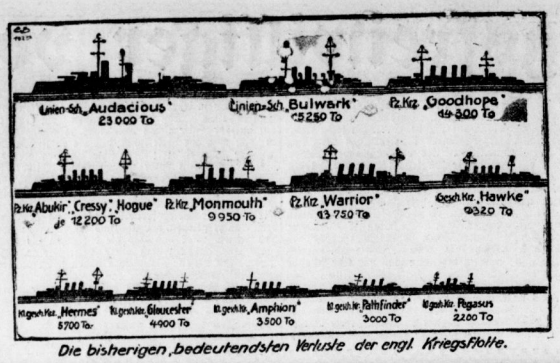
Kriegsallerlei.

Wie ich mein Eisernes Kreuz erwarb.

Dem Feldpostbriefe eines Cötheners (Franz Meißner) entnehmen wir folgendes: . . . Nun will ich noch mitteilen, wie ich mein Eisernes Kreuz bekommen bin. Am 13. Oktober wurden wir früh zum Gefecht eingesetzt. Den ganzen Tag lagen wir in schwerem Feuer und des Abends 9 Uhr hieß es, der Feind habe sich zurückgezogen. Nun gingen wir vor, und es waren keine 200 Meter, da bekamen wir ein mörderisches Feuer. Sämtliche Kompagnien zogen sich zurück und die zweite ging allein vor, ohne daß sie es wußte, daß sich die anderen zurückgezogen hatten. Wir lagen auf 50 Meter vor dem Feinde und guter Rat war teuer. Es hätte keine Stunde gedauert, dann hätten wir gefangen worden. Da kam mir der Gedanke, die Kameraden zusammenzusuchen. Alles lag hinter drei Strohdiemen. Da fragte der Feldwebel, wer den Mut hätte, von einem Diemen zum anderen zu kriechen und zu sehen, ob noch etwas da war von den Unseren. Es war heller Mondschein und keiner wollte es gerne machen. Da sagte ich, ich werde es machen. Ich habe mir den Tornister an den Fuß gebunden, das Gewehr um den Hals gehängt und ging vor. Ich fand den Hauptmann; auch er fragte, wie wir aus den Händen der Franzosen gerettet werden könnten. Da machte ich den Vorschlag, einer nach dem anderen solle zurückkriechen. Ich mußte voran bis auf 200 Meter. Und es gelang. Die ganze Kompagnie kam zurück, ohne daß einer gefangen wurde. Als alles zurück war, kam der Hauptmann, gab mir die Hand, bedankte sich und sagte, er wolle mich beim Regiment zum Eisernen Kreuz vorschlagen. Am 17. bekam ich es; mußte selbst zum Regiment und es holen. Der Regimentskommandeur sagte, ich sollte nur mehrere solche Taten ausführen, dann könnte ich auch noch das Eiserne Kreuz erster Klasse verdienen.

Ein Franzose über deutsche Aerzte.

Ein französisches Kriegsgericht hat es gewagt, deutsche Aerzte ins Gefängnis zu setzen, weil sie angeblich Wein „gestohlen" hätten. Man hat sich nicht gescheut, die deutschen Aerzte, die deutsche und französische Verwundete in gleicher Weise liebevoll behandeln, aufs schmählichste zu beschimpfen und zu vergewaltigen. Da ist das Urteil eines fanatischen Franzosen über unsere deutschen Militärärzte von besonderem Interesse. Es handelt sich um den verbohrten Deutschenhasser Paul Déroulède, der als Jüngling mit seinem Bruder den Krieg von 1870/71 in einem Zuavenregiment mitmachte. Als sein Bruder verwundet wurde, begleitete er ihn in das deutsche Lazarett in Holly. Déroulède schildert nun in seinen Kriegserinnerungen die musterhaften Einrichtungen des Lazaretts und die fürsorgende Tätigkeit der deutschen Aerzte. Der deutsche Chefarzt flößte dem Franzosen gleich ganz besonderes Vertrauen ein, das noch durch die ausgezeichnete Höflichkeit, die der Deutsche den beiden einfachen französischen Soldaten erwies, gestärkt wurde. Hilfsbereit ging der Doktor sofort an die notwendige Operation und führte sie sachgemäß und rasch aus. Als ihm der überglückliche Déroulède, der seinen Bruder schon gerettet sah, seine Börse anbieten wollte, wies sie der Arzt kalt aber ohne Zorn zurück. Auch die dann als Andenken überreichte goldene Uhr fand entschiedene Zurückweisung. Als Déroulède aber mit dem Eifer eines Glücklichen weiter in den Arzt drang und ihn ein kleines Amulett aufdrängte, sagte der Deutsche zur großen Freude des Franzosen nicht nein. Déroulède erhielt mit seinem Bruder ein besonderes Zimmer und gute Verpflegung. Als er sich von dem Arzt verabschiedete, erklärte er mit vor Rührung bebender Stimme: „Ich will Ihnen offen gestehen: Ich habe bis jetzt wohl an die deutsche Wissenschaft, aber nicht an die deutsche Güte geglaubt! Sie haben mir meinen Irrtum genommen!" — Das sprach einer der größten Deutschenhasser Frankreichs.



Die bisherigen, bedeutendsten Verluste der engl. Kriegsflotte.

Gebratene Kartoffeln.

(Aus dem Brief eines Honved-Hauptmann.)

Nicht weit von einem Kartoffelacker waren wir eingegraben. Es ging gegen Abend, da sagte auf einmal ein Unteroffizier: „Wie gut wären jetzt gebratene Kartoffeln. „O ja," macht einer ganz traurig, und die anderen konnten einen Seufzer nicht unterdrücken. Kartoffeln, Kartoffeln, ging es uns beständig im Kopfe herum. Einige Infanteristen begannen nervös in ihrem Graben herumzurutschen. Da ruft plötzlich einer: „Herr Zugführer, ich hole welche." „Ich auch", tönt's im Echo; „ich auch, ich auch", breitet sich das Echo fort. „Haben wir genug an einem Brotsack voll?" Erst kriechen zwei Infanteristen, mit einem Spaten bewaffnet, aus dem Graben; ihnen folgen drei, fünf, zehn — alle ohne Waffen. Jetzt sind sie nur mehr tausend Schritte vom Acker entfernt. Was wird nun werden? Die anderen im Graben fassen ihr Gewehr fest an. Jeder starrt hinüber zu den Russen. Wenn sie schießen, stürmt alles sofort. Einige bange Minuten. Dann lösen sich aus dem russischen Schützengraben einige Soldaten, ebenfalls nur mit Spaten bewaffnet, und ziehen sich rasch gegen den Acker zu. Und jetzt fangen an einem Rand die Unsern zu graben an — am andern tun die Russen dasselbe. Der Streifen wird immer schmäler — sie kommen näher und näher. Werden sie handgemein werden? Auf einmal salutieren beide Parteien, und ruhig kehrt alles heim, zu seinem Schützengraben zurück. Eine halbe Stunde Ruhe, Schweigen. Jetzt geht ein wütendes Schießen aus beiden Gräben los. Die gebratenen Kartoffeln sind eben gegessen.

Egerländer Ohrfeigen.

Die Zubereitung des Kaffees bildet eine Lieblingsbeschäftigung der braven Egerländer im Schützengraben. Auf das blaue, aus der Deckung auffteigende Rauchwölkchen richteten die Serben aber stets mit besonderer Vorliebe ihr Feuer, so daß die auf der Brustwehr aufspritzende Erde sich als unerwünschter Regen nicht nur in den Schützengraben, sondern nicht selten sich auch in den Kaffee ergoß. Niemand verdroß das mehr als den baumlangen Infanteristen Wenzl Kraus aus Promenhof bei Plan. Er verschierte deshalb jedesmal, sobald ihm wieder einmal ein Erdklumpen in seinen Kaffee plumpste: „Na, wartet nur, bis wir nüberkommen! Den ersten, den ich von euch erwische, der bekommt dafür zunächst ein paar tüchtige Ohrfeigen!" Kraus hat Wort gehalten. Er drang als erster neben seinem kaltblütigen Fähnrich i. d. R. Joh. Mießl in den feindlichen Laufgraben ein, faßte den ersten Serben an der Gurgel und hieb ihm rechts und links ein paar kräftige Ohrfeigen herunter. Dann packte er ihn beim Genick und Gesäß und warf ihn über den Laufgraben hinaus, wo ihn ein anderer als Gefangener übernahm. Als Kraus mit seinem Zugskommandanten einige Feinde niedergestreckt hatte, stellte sich ein Serbe tot. Kraus rief seinem Vorgesetzten zu: „Herr Fähnrich, da schaun's, da stellt sich jo ein Kerl tot. Den werden wir gleich lebendig machen." Und klatsch, klatsch, saust Krausens feste Egerländer Hand dem Serben um die Ohren. „Sitzt wieset munter bi", meinte Kraus, faßte ihn an und schleudert ihn über die Brustwehr einem Kameraden zu . . .

Kriegshumor.

Man kann konfus werden! Im französischen Hauptquartier werfen die neuen Pariser Gazetten ein. Ein General liest vor. Alles hängt an seinen Lippen. „Zwischen den Truppen Carranzas und Villas", heißt es da auch, „hat zwanzig Meilen südlich Cafientes ein Kampf stattgefunden." „Wer von den beiden", erkundigt sich leis ein Colonel, „ist denn nun unser Verbündeter?" — In Russisch-Polen wurde ein Jude verhaftet, weil er im Kaffeehaus kleinmütige Aeußerungen getan haben sollte. Auf die Frage des Polizeirichters, wie sich die Sache verhalten habe, antwortete er: „Ich schwör' bei allem, was mir teuer is, die Sach' war die: Vom Krieg war die Red' und wie er für uns Russen enden wird. Nu, hab' ich gesagt, wie wird er enden?! Ham mer gesiegt bei Masurischen Seen, ham mer gesiegt bei Krasnik, ham mer gesiegt bei Bloclowek, wer'n mer auch siegen bei Warschau!" — Als der Arzt im Feldlazarett des nordwestlichen Kriegsschauplatzes einen verwundeten Bayern fragte, gegen welchen Gegner sie gekämpft hätten, antwortete der: „O mei, Franzosen, Engländer, Zuaven und Turkos, i glaab, Indie war'n aa dabei — a ganzer Maskenball." — Großer Thronrat in Zarskoje Selo! Bestürzte Gesichter überall: Bäterchen will an die Front! Der Generalissimus ist eigens nach Petrograd gekommen, um diese Reise zu verhindern; nämlich Potemkirche Dörfer bauen, ist verhältnismäßig leichter, als den Polen, den Revolutionären und den „lieben Juden" Kriegsbegeisterung einblauen. Also was tun? Bäterchen ist eigensinnig, er hat eben den Kriegsroller; da kann man nichts machen! — — Der Kriegsminister flüstert mit dem Generalissimus und plötzlich hellen sich beider Mienen auf. „Bäterchen, Du brauchst nicht an die Front, melde gehorsamst", sagt der Minister, „wir werden den Krieg schon so führen, daß Du ihn von Petrograd aus zu sehen bekommst!!" (Aus der „Jugend".)

Soldatenbrief

zum Halischen Tabakage.

Es geht nichts über die Gemütlichkeit —
Es geht nichts drüber, wenn im Streit,
Im Kampf, Soldat und Landsturmmann,
Sich friedlich „Eine" rauchen kann.
Beim Pulverdampf, in Lunsm und Rauch,
Da qualmt man selbst am besten auch,
Zigarr'n und Pfeifen — wenn man hätte
Auch gern wohl eine Zigarette.
Gewöhnlich ist im Feldpaket,
Recht fein und zierlich eingedreht,
Zum Rauchen eine Kleinigkeit,
Doch leider reicht die meist nicht weit.
Man schießt so viele Kugeln los,
Da ist die Konkurrenz zu groß,
Doch wenn man nur stets „Stoff" hier hätte —
Wir qualmten alle um die Wette.
Wo wir die meiste Freud' bei haben,
Das sind die vielen Liebesgaben.
Wenn viel zum Rauchen mitgeschickt,
So waren alle hochbeglückt.
Tabak, Zigarr'n ist 'was für's Herz,
Doch drunter war, — denkt Euch den Schmerz, —
Und glaubet schon an meine Worte,
Manchmal 'ne miserable Sorte.
Nun drang zu uns die Kunde just,
In Halle hält man große Lust,
In sammeln manche schöne Sachen,
Die uns Soldaten Freude machen.
Zigarren, Pfeifen und Tabak,
Hoch Halle! Ja, du hast Geschmack,
Du weißt allein, was gut und richtig,
Drum sammelt bitte nur recht tüchtig.
Jedoch im Stillen bitt' ich drum,
Ihr nehmt's doch sicherlich nicht krumm,
Nur „Gute" — wie wir fechten, —
Das sind für uns die Rechten.
Schickt „solche", daß der Feind betrübt,
Sich gleich vor lauter Neid ergibt,
Und unser Dank wird liegen,
In vielen großen Siegen!

Klara Becker.

Prachtband in der Grösse von 24×17½ cm elegant in **Ganzleinen** geb., mit über 250 Illustr., ca. 500 Seiten.

Unser Weihnachtsbuch!

In der grossen Zeit, die wir jetzt durchleben,

so gewaltig, wie sie die Menschheit überhaupt noch nicht erlebt hat, ist es

::: unbedingt nötig :::

für jedermann — für die Jugend und die Erwachsenen, eine zusammenfassende Darstellung der Ereignisse in Wort und Bild, deren Ursachen und Wirkungen als

dauernde Erinnerung

zu besitzen. — In richtiger Erkenntnis dessen veranstaltete die uns befreundete Verlagshandlung die Herausgabe eines bedeutenden Werkes unter dem Titel:

Für Vaterland und Ehre

eine wahrheitsgetreue Geschichte des grossen Krieges von 1914

unter Benutzung aller amtlichen Erlasse, Dokumente und Depeschen und mit Berücksichtigung vieler Berichte und Briefe von Mitkämpfern zu Wasser und zu Lande herausgegeben von **Dr. Wilhelm Kranzler.**

Das bedeutende Werk bietet nicht nur eine trockene Geschichte des Krieges. Die Tatsachen des Krieges, wie sie amtlich gemeldet wurden, sind von berufenen Mitarbeitern beleuchtet und in ihrer Bedeutung gewürdigt. Die einfachen und doch so erhabenen, die ruhigen und doch so patriotisch packenden Worte Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josefs, die Reden aus der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August, die Erlasse der Fürsten, die vielen öffentlichen vaterländischen Kundgebungen haben in dem Werke Aufnahme gefunden, um in jedem Hause dauernd erhalten zu bleiben. Eine grosse Anzahl von Berichten von Kriegsteilnehmern, Feldpostbriefen, Marsch- und Kriegslieder gestalten den Inhalt hochinteressant und bedeutsam. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Text.

Wort und Bild erzählen von den aufopferungsvollen Taten unserer Wehrmacht zu Lande und zu Wasser.
Nach dem Kriege ist die Herausgabe eines weiteren Bandes vorgesehen.
Dieses Werk darf in keiner deutschen Familie fehlen.
Für jung und alt das beste Andenken an die grosse Zeit.
Infolge Vereinbarung mit dem angesehenen Verlage liefern wir dieses bedeutende Werk **als Geschenkwerk in Ganzleinen gebunden,** Format 24×17½ cm
unsern Lesern zu dem durch Herstellung von Massen-Auflagen ermöglichten äußerst billig. Preis von **nur 3.— Mk.**
Solange der Vorrat reicht, geben wir dieses Werk zum obigen Preise in unserer **Haupt-Expedition sowie in uns. Filialen** und durch unsere Träger ab. — Versand nach auswärts gegen Voreinsendung des Betrages zuzüglich 50 Pf. Porto u. Verpackung. (Nachnahme 50 Pf. extra). Auf ein Paket gehen 3 Exempl.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191412061/fragment/page=0004